Prozession von Blut und Tränen

Literatur Erich Maria Remarque, deutscher Autor im Exil, dankt 1947 seiner neuen Heimat USA.

Remarque (1898 bis 1970), Autor des weltberühmten Romans „Im Westen nichts Neues“, hat so gut wie keinen tagespolitischen Essay oder Aufruf geschrieben. Jetzt hat der Leiter des Remarque-Friedenszentrums in Osnabrück, Thomas Schneider, einen sensationellen Fund gemacht. In der amerikanischen Tageszeitung „Hartford Courant“ vom 27. November 1947 entdeckte er diesen Beitrag, den der Schriftsteller offenbar kurz nach seiner Einbürgerung in die USA geschrieben hat. Remarque hatte Deutschland 1931 verlassen, ging in die Schweiz und lebte von 1939 an in den USA. Ein deutsches Original ist nicht bekannt, Schneider hat den Text aus dem Englischen übersetzt.

Die Nummer A–108546 mit brennend heißer Nadelspitze eingekratzt in die Haut des Unterarms eines Häftlings, während hochdekorierte Gestapo-Männer innehielten, schließlich einen von zehn Gefangenen auswählten, ihn in ihre Mitte nahmen und begleiteten auf seinem letzten Weg in einen von der Welt unbemerkten Tod. Die Taubheit der Jahre in den Konzentrationslagern, Taubheit, die an die Stelle der Gefühle getreten war, damit man den Anblick ertragen konnte, wie Kinder zwischen den erstarrten Leichen stumm nach ihren Müttern suchten. Die Schreie aus den Gaskammern, der Gestank aus den Öfen der Krematorien, die massenhaft verabreichten Giftspritzen, die Qual, die jede Vorstellung übersteigt. All das ist jetzt vorbei.

Für Tausende von Flüchtlingen, die in dieses Land gekommen sind, ist dies Teil einer Vergangenheit, deren Schrecken nur in Albträumen zurückkehrt, wenn plötzlich der Atem stillsteht, weil in der Nacht plötzlich ein Güterwaggon vorüberrollt oder weil ein Arzt ein Reagenzglas mit einem harmlosen Impfstoff hochhält oder ein Gesicht groß und Furcht einflößend auf der Straße erscheint, das einem Geist ähnlich sieht, den man tief in das Unterbewusstsein gedrängt hatte.

Denn wer kann ohne Vergessen leben? Aber wer kann das alles vergessen?

Auf der Asche des Schmerzes und der Angst und der Einsamkeit versucht der Flüchtling, sich ein anderes Leben aufzubauen. Er ist ohne Besitz nach Amerika gekommen, in der Regel ohne persönliche Verbindungen. In den meisten Fällen ist er der letzte Überlebende einer Gruppe, die einst Menschen umfasste, die Vater und Schwester und Sohn genannt wurden. Er hat es vielleicht hierhergeschafft mithilfe der Bürgschaft einer Wohlfahrtsorganisation, die für seine Integration die Verantwortung trägt und an jene Stelle tritt, die im früheren Leben des Flüchtlings Familie und Freunde einnahmen.

Er braucht nicht lange Unterstützung. Der menschliche Überlebenswille reicht weiter als das sprichwörtliche Verlangen nach Brot. Es ist das Verlangen, als ein Mensch weiterzuleben, der wieder arbeiten und in Würde leben kann.

Um sich in die Gesellschaft zu integrieren, hat der Flüchtling nur seine Hoffnung und seine zwei Hände. Ein Zahnarzt aus Deutschland, der seine Ausbildung mit Orientierungskursen an einer Universität in Pennsylvania ergänzt, arbeitet als Bedienungshilfe in der Cafeteria eines Krankenhauses. Ein polnischer Rechtsanwalt, der sich auf seine Anwaltsprüfung in Kalifornien vorbereitet, bedient einen Aufzug in einem Apartmenthaus in Los Angeles. Eine 52-jährige verwitwete Mutter, die ihren Kindern eine Collegeausbildung ermöglichen will, bringt in einem New Yorker Modewarengeschäft Hüte in Form.

Sie sind nicht besiegt. Sie waren es nie. Die Gejagten und Verfolgten haben sich einfach hartnäckig geweigert zu sterben. Sie wurden gefoltert, sie waren gefangen, auf das Niveau schierer tierischer Existenz erniedrigt, aber das, was einen Menschen ausmacht, konnte nicht ausgelöscht werden.

Die verfolgten Völker der Welt schreiten in einer langen Prozession von Blut und Tränen durch die Seiten der Geschichte. Sie wurden ans Kreuz genagelt, wurden aufs Rad geflochten, wurden geschlagen, bis all das, was vom pulsierenden Leben übrig blieb, nur noch



Schriftsteller Remarque, Schauspielerin Marlene Dietrich 1939 in New York: „Das Gefühl, irgendwo hinzugehören“

rohes Fleisch war, das unkontrolliert in bewusstlosen Krämpfen zuckte. Sie wurden immer wieder in Schrecken versetzt, waren verzweifelt, hilflos und tapfer bis über die Grenzen dessen hinaus, was ein Sterblicher ertragen kann.

Sie sind über die erschöpfte Erde Europas gewandert, müde, rastlos, auf der Suche nach Frieden, auf der Suche nach einem einzigen Ziel, an das man glauben konnte. Sie haben es gefunden in ihrem eigenen drängenden Wunsch, die Toten ruhen zu lassen, in ihrem ungebrochenen Willen, nach dem Leben zu greifen, in ihrer Hoffnung, zäh geworden durch die Verbitterung, dass die Zukunft besser sein muss als die Gegenwart.

Für jene, die hierherkommen, ist Amerika der leuchtende Mundschenk. Mit einem Durst, der fast fiebrig ist in seiner Hast, trinken sie tief aus Amerikas wohltätiger Gabe. Schon eine Woche nach ihrer Ankunft haben sie einen Antrag auf die US-Staatsbürgerschaft gestellt. In zwei Wochen haben sie sich an einer Schule angemeldet, um Englisch zu lernen. In drei Wochen haben sie Arbeit gefunden. Und Amerika bietet ihnen nicht nur einen sicheren Hafen; es bietet ihnen auch Hilfe. Den „United Service for New Americans“, der sie leitet und berät, bis sie ihre Wurzeln wiedergefunden haben.

Wurzeln! Das Gefühl, irgendwo hinzugehören, wieder zu wachsen hinein in eine Sicherheit. Das ist es, was sie suchen. Und so pflanzen sie sich tief ein in den Boden ihres angenommenen Landes. Fragen Sie irgendeinen Flüchtling danach, aus welchem Land er kommt; er wird Ihnen sagen, dass er jetzt Amerikaner ist.

Und was bietet der Flüchtling Amerika? Seine einfache Menschlichkeit. Seine Fähigkeit zu fühlen, zu leiden, zu hoffen, zu arbeiten, nach etwas zu streben. Er ist aus jenem gewöhnlichen Lehm, der unsere heutige Zivilisation aus Würmern und aus dem Dschungel erschaffen hat. Das ist genug.

Der Dank der Flüchtlinge mag in amerikanischen Augen seltsam erscheinen. Es ist ein Dank für so viele kleine Dinge, für das Gefühl von Brot in der Hand, für den Klang eines freien Kinderlachens auf dem Schulhof, für den Anblick der Sonne, die jeden Morgen aufgeht. Es ist wichtig, nachts mit einiger Sicherheit zu wissen, dass man leben wird, um am nächsten Morgen die Sonne zu sehen. Das scheint nicht viel zu sein. Es ist alles. Viele Jahre hatten sie es nicht. Sie haben es jetzt. Sie danken dafür aus tiefstem Herzen.

FOTOS: FILMMUSEUM BERLIN / MARLENE DIETRICH COLLECTION (L.); DIEGO IBARRA SANCHEZ / DER SPIEGEL (R.)



Künstler Khawam an der Staffelei

nicht so alt aussieht. Er arbeitet in einem alten libanesischen Bürgerhaus, ein paar Häuser weiter Kaffeebars, Restaurants, das Beirut, das die Touristen aus Berlin lieben, weil es dort fast wie zu Hause aussieht: ein bisschen schäbig, aber cool. Norrem scheint von dieser Welt unendlich weit entfernt. Das Haus, das ihm ein befreundeter syrischer Geschäftsmann überlassen hat, soll mal eine Galerie werden, noch erzählt es die Geschichte eines untergegangenen Beirut, des Beirut der Franzosen, der Sommerfrische: ein Salon mit dünnen Marmorsäulen, Marmorböden, Deckenfresken. Doch die Fenster sind eingeschlagen, Treppenaufgänge eingestürzt. Norrems Zimmer ist ausgestattet mit Feldbett, Tisch, Stuhl, Schrank.

Im Salon hat er seine Leinwände ausgelegt. Seit er sein zerstörtes Atelier in Damaskus hinter sich gelassen hat, mischt er seinen Farben Asche bei. Der Krieg in Syrien nimmt in seinen Werken abstrakte Formen an. Manchmal erkennt man in dem düsteren Wust aus Schwarz, Olivgrün, Dunkelblau und Gelb Gesichter mit leeren Augen oder Körper, wie aufgebahrt. In dieser Finsternis steckt all das, worüber er nicht sprechen kann.

Seman Khawam schimpft: „Was hier passiert, ist der Ausverkauf der syrischen Revolution.“ Er ist 40 Jahre alt, trägt Chucks und ein T-Shirt mit einer Eule drauf, dem Hipstertier. Er steht am offenen Fenster seines Ateliers. Auf seinem Schreibtisch stehen eine leere und eine halb volle Flasche Whiskey. Es ist viertel nach zwölf mittags. „Jeden Monat eröffnet mindestens eine Ausstellung mit syrischer Kunst, die Galerien sagen ihren libanesischen Künstlern ab, damit Syrer ausstellen können, weil die sich im Moment einfach besser verkaufen: ihr Leid, ihre Angst, ihr Trauma. Es ist widerlich und gleichzeitig notwendig: Sie müssen essen.“

Khawam spricht von „sie“, weil er selbst schon seit 1988 in Beirut lebt. Er kam zu Zeiten des Bürgerkriegs, als die Front zwischen West- und Ostbeirut, dem muslimischen und dem christlichen Teil, die Stadt noch in zwei Hälften trennte.

Seltsamerweise ist Khawam nach so vielen Jahren im Libanon mehr Syrer denn je. Er nimmt an Ausstellungen teil, die sich exklusiv mit syrischer Kunst aus dem Krieg beschäftigen. Er findet das alles „widerlich“, aber: „Das ist Kapitalismus.“ Immer öfter kommen Kuratoren aus London, New York oder Kassel und wollen sehen, wie die Künstler die Krise verarbeiten. „Die wollen dann traurige Geschichten hören, aber ich selbst bin noch gar nicht bereit, sie zu erzählen. Schließlich wird noch gekämpft. Wir wissen doch noch gar nicht, wie der Krieg unsere Kunst beeinflusst hat, weil das Ganze noch passiert“, sagt Khawam.

Dima Hamadeh, Kuratorin am Beirut Art Center, dem wichtigsten Ausstellungsort